Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 13 — Sonntag den 31. März — 1907

Der Kurier des Kaisers.

(2. Fortsetzung.) Ein Roman aus unseren Tagen von C. Crome-Schwiening. (Nachdruck verboten.)

Der Zugführer fuhr aus leichtem Schläfchen in die Höhe, als eine Hand sich auf seinen Arm legte.

„Ja, Brüderchen? Was gibt's? Kommt die Station schon?“

Aber er ermunterte sich schnell, als er den langen, hageren Herrn im Salonrock vor sich in der Tür des Dienstabteils erblickte.

„Ja, was ist denn?“ brummte er unwirsch. „Wünschen Euer Hochwohlgeboren etwas? Die Schaffner sind doch da!“

„Folge mir!“ zischten ihm des Hageren Lippen befehlend an.

„Aber, Euer Hochwohlgeboren, mein Dienst ruft mich gleich — wollen der Herr nicht einen Schaffner — —“

Er verstummte und wechselte die Farbe. Der Herr vor ihm hatte mit schnellem Griff den Rock vorn geöffnet und einen Teil des seidenen Futters sichtbar werden lassen. Auf ihm war ein goldenes Zeichen befestigt, bei dessen Anblick dem Zugführer Notizbuch und Bleistift, die er trug, aus den Händen fielen.

„Kennst du das?“

„Verzeihung, Exzellenz!“ stöhnte der Mann mit allen Zeichen des Schreckens. „Befehlen Eure Exzellenz, was soll Ihr ergebener Diener tun?“

Wer jenes goldene Abzeichen der dritten Abteilung trug, der höchsten Polizeiinstanz im weiten russischen Reiche, der war mächtiger als der Zar! Ein Wort von dem tötete, machte verschwinden auf Lebenszeit, riß ganze Familien auseinander — vor diesem Zeichen gab es nur Gehorsam, blinden, unweigerlichen Gehorsam!

„Komm!“

Zitternd folgte der Zugführer dem Hageren in das dunkle Coupé, daß dieser hinter ihm verschloß.

„Sind Passagiere für die nächste Station im Zuge?“

„Ich glaube, Exzellenz, einige!“ stammelte der Zugführer.

„So wird nur die letzte Tür im letzten Wagen beim Einlaufen in den Bahnhof geöffnet sein. Alle anderen bleiben fest geschlossen von deiner Hand. Du haftest für die peinlichste Befolgung meines Befehls. Es kann also niemand anders, als durch die einzige Tür, die ich bezeichnet habe, den Zug verlassen?“

„Niemand, Exzellenz!“

„Wer etwa auf der Station den Zug betritt, hat ebenfalls diese Tür allein zu wählen. Und weiter — alle Türen bleiben bis Petersburg in dieser Weise geschlossen!“

„Exzellenz, die Schaffner besitzen einen Drücker, der die Tür öffnet!“

„Du wirst sie sofort um dich versammeln und ihnen die Drücker abnehmen und mir überliefern, auch den deinigen, nachdem du meinen Befehl befolgt hast!“

„Sehr wohl, Exzellenz — nur, wenn ein Unglück passieren sollte?“

„Es wird keins passieren! Und nun — pascholl! In einer Viertelstunde ist mein Befehl ausgeführt, oder — —“

Wieder das dämonische Lächeln unter den zu einem schmalen Spalt nur sich öffnenden Lidern.

„Ich eile, Exzellenz!“

Der Zugführer stolperte aus dem Coupé auf den halbdunklen Gang hinaus. Er war so verwirrt und betroffen von diesem unerwarteten Auftrage, der keine Entgegnung duldete, daß er ein paar große in groben Transtiefeln steckende Füße nicht sah, die sich gerade hinter dem Coupévorsprung auf die Plattform hinauszogen.

Fröhliche Ostern!

Dort richtete sich der in diesen Stiefeln steckende Schaffner mit der Narbe schnell empor.

„Dachte ich's nicht, Sfonja ist verloren! Diese Maßregel des Türschließens und das Wegnehmen unserer Türdrücker gilt ihr!“ flüsterten seine Lippen. „Sie wollte auf der nächsten Station den Zug verlassen!“

„Iwan!“ rief die rauhe Stimme des Zugführers. „Petroschka! Piotr! Wo steckt ihr sauberes Pack!“

„Sie muß es erfahren!“ flüsterte der Narbige, und ohne dem Rufe seines Vorgesetzten Folge zu leisten, eilte er in den letzten Wagen, in dem er Sfonja bei ihrer geheimen Arbeit wußte.

Auf dem Gange des Wagens trat sie ihm entgegen, bleich von der Aufregung, aber mit einem Flackern des Triumphes in den Augen.

Ein Blick in des Schaffners angstvolle Züge machte auch sie erbeben.

In hastigen Flüsterworten teilte er ihr das Gehörte mit, nachdem er sie in das Coupé des Feldjägers zurückgeschoben hatte und selbst in dieses eingetreten war.

Nun ergriff auch ein Zittern das junge Weib.

„Bist du hier zu Ende?“

„Ich bin's!“

„Und er sah dich hier?“

„Er sah mich!“

„Vorhin traf ich ihn, wie er den Raum der Wartefrau öffnete — es gibt keinen Fleck im Zuge, den sein Auge nicht durchforschte — er wird abwarten, daß du auf der Station, die wir sogleich erreichen werden, den Versuch machst, den Zug zu verlassen. In demselben Augenblick bist du verhaftet!“

Das junge Weib schauderte zusammen.

„Nur eins kann uns Zeit zur Überlegung schaffen. Du mußt ihn sicher machen. Bleib in diesem Coupé — offen, vor aller Welt. Mach es hell, wie vorher. Bist du auch sicher, daß jener dort nicht Lärm schlagen wird?“

Trotz ihrer Aufregung zogen sich ihre Lippen zu einem Lächeln zusammen.

„In Stunden erst wird er erwachen und von nichts wissen. Er kann auch keinen Argwohn schöpfen. Ich brauchte nur seine Tasche zu öffnen. Das Stellwort für die Dokumentenmappe kannte ich. Er findet alles unversehrt!“

„Desto besser! Aber nun Ruhe, Sfonja! Und lächelnde Sicherheit! Da ruft mich der Zugführer schon wieder!“

„Iwan!“ hallte es in unterdrücktem Zorn im Eingange des Waggons.

Der Schaffner mit der Narbe eilte hinaus.

„Sein Rat ist gut!“ murmelte das junge Weib. „Ich muß ihn befolgen!“

Sie zog den seidenen Lichtdämpfer wieder in die Höhe und kehrte auf ihren Sitz zurück. Und so viel Energie und Selbstbeherrschung besaß das junge Weib, daß nach wenigen Minuten ihre Brust gleichmäßig wie die einer sanft Schlafenden sich hob und senkte und ihre blühenden, leicht geöffneten Lippen ein Lächeln umspielte, als ob freundliche Traumbilder die reizende Schläferin umgaukelten.

In der Ferne hoben sich aus der Nacht dunkle Häusermassen. Auf der Strecke mehrten sich die Positionslichter. An die Hauptgleise schlossen sich zwei, vier, sechs Nebengleise an. Rote, grüne Lichter tauchten auf.

Gellend pfiff die Maschine. Die Bremsen zogen an. Der Train verminderte seinen rasenden Lauf

Dann ging an dem Coupé des deutschen Feldjägers wie ein Schatten eine Mannesgestalt, nun wieder in den Pelz gehüllt, vorbei. Sekundenlang weilte ein forschender Blick auf dem erleuchteten Coupé. Dann zuckte es wie der schwache Widerschein eines Lächelns um den festverschlossenen Mund. Nein, so leicht war „Er" nicht zu fangen! Aber bis Petersburg würde er seine Aufmerksamkeit verdreifachen.

Dennoch ging er auf den selbstgewählten Posten an der einzig geöffneten Wagentür, zu der scheltend einige Passagiere sich mit ihrem Handgepäck hineindrängten. Wenige nur stiegen ein. Keiner ungemustert von dem Herrn in Pelz, der erst wieder das Trittbrett erklomm, als sich der Zug in Bewegung setzte.

Die sieben Minuten Aufenthalt waren genügend gewesen, um einen tollkühnen Plan des narbigen Schaffners zur Ausführung zu bringen.

Er selbst war mit dabei behilflich gewesen, alle Türen zu schließen. Nur eine war offen, aber wer durch diese trat, der trat in das große Nichts. Das war die Tür der Plattform des ersten Wagens, der hinter dem der Lokomotive folgenden Packwagen lief. Ein Tritt hier hinaus führte zu dem fürchterlichsten und tödlichen Sturz zwischen die Puffer hindurch auf die Schienen.

Und doch war dies die einzige Tür zur Rettung!

Aber hätte Sfonja sie benutzt, um unter dem stehenden Zuge hervorzukriechen — man würde eine Dame, die auf diese Weise einen Zug verläßt, selbst nach der dem Perron abgekehrten Seite zu, sofort festhalten, untersucht, der Polizei als Verdächtige übergeben haben.

Kaum hatte sich der Hagere an die einzige geöffnete Tür begeben, als der Schaffner Sfonja aus dem Coupé Artur Degens hervorriß, ihr Pelz und Baschlik umwarf und sie durch den Korridor des Wagens zog.

„Schnell! Nur schnell!"

„Du hast Mut, Sfonja — und doch, jetzt gilt es, stählerne Nerven zu haben! Siehst du hier an der Rückwand des Packwagens die schmale eiserne Trittleiter? Sie führt dort oben zu dem kleinen Verschlag — dem Bremserhäuschen. Diese Bremse hier ist nicht bedient, das Häuschen leer! Aber es gilt, dort oben stundenlang in der Kälte auszuharren —"

„Was fragst du lange! Wie komme ich zu der Leiter? Alles ist verschlossen!"

„Diese Tür nicht. Um Gottes willen, Sfonja — ein Fehltritt wirft dich hinunter, die Stufen sind glatt von Schnee und Eis — —"

„Öffne!" Mit zitternder Hand öffnete der Schaffner die Tür. Schon schwang sich das junge Weib hinaus.

„Ich muß die Tür schließen! Alle Heiligen behüten dich!"

Die dunkle Gestalt stand auf den schmalen Eisentritten. Dämmriges Licht nur fiel vom Perron hierher. Wenn der Zug jetzt anrückte, war sie rettungslos verloren!

Aber verloren war sie auch, wenn sie das für zarte Frauenfüße Unerhörte nicht wagte!

Sich festkrallend an dem Eisenstab, der als Geländer diente, zog sie sich Tritt für Tritt empor. „Noch zwei, noch eine Sekunde laß den Zug halten, Gott — —!" Da trat sie in den offenen Raum des Bremshäuschens und halb besinnungslos sank das junge Weib auf dem Bremsersitze zusammen — gerade in dem Momente, als die Räder sich wieder zu drehen anhuben und in immer wilderem Lauf den Expreß weiterzogen, dem schimmernden Petersburg entgegen.

Als „Er" in dem rollenden Zuge wieder zu seinem Platz schritt, sah er das schöne junge Weib, dem seine Maßregel galt, nicht mehr in dem Coupé des Kuriers.

Wieder das unmerkliche Lächeln. Das Bild einer im Käfig umherirrenden Maus trat auch vor seine Seele. Langsam setzte er seinen Weg fort. In keinem Coupé war sie zu sehen.

Er lächelte nun wirklich.

Gut — sie hat sich verkrochen. In den schmutzigen Raum der Wartefrau, wer weiß wohin noch! In Petersburg würde man sie herauszerren, sie — und ihren Fang.

Zwei Fliegen schlug er mit einer Klappe!

* * *

Gatschina!

Ein trüber Tag. Graue Wolkenfetzen am Himmel. Rauher Wind.

Der Feldjägerleutnant steckte den Kopf durch das Fenster und ließ sich die kühle Luft um die schmerzenden Schläfen wehen. Nun hatte er doch geschlafen. Entsetzt hatte er nach seinen Effekten gegriffen, als er dessen inne wurde. Alles war da. Die Dokumentenmappe im juchtenen Ledersack. Tief atmete er auf.

Ihm war wirr zu Sinne. Was war mit ihm vorgegangen?

Er suchte seine Gedanken zu sammeln. Mit Mühe gelang es ihm. Die reizende Fremde — jawohl — sie würde mit Anbruch des Tages ihr Coupé wieder aufgesucht haben. Die Zigarette? Dies starke, parfümierte Kraut — ihm war es immer unausstehlich gewesen!

Beruhigt nahm er wieder seinen Platz ein.

„Petersburg!"

Als der Zug einlief, winkte der hagere Mann ein paar höheren Polizeibeamten. Sie eilten mit allen Zeichen der Bestürzung herbei. Der Mächtige flüsterte ihnen nur ein paar Worte zu. Sie genügten, die ganze Polizeimannschaft auf dem Bahnhofe zur Umstellung des Zuges heranzuholen.

Einer der ersten, der ausstieg, war der Feldjägerleutnant Degen. Man ließ ihn passieren. Auch die anderen Passagiere. Nur das Zugpersonal blieb im Zuge. Als der letzte Insasse den Expreß verlassen hatte, stürzte der Mächtige herein, begleitet von ein paar Polizeioffizieren.

Der ganze Zug wurde durchsucht. Kein Fußbreit blieb unbeachtet. Auch die Bremshäuschen und selbst der Wassertank des Tenders wurde durchsucht.

Von Sfonja fand sich keine Spur.

Der Mächtige verlor seine unerschütterliche Ruhe!

„Das gesamte Zugpersonal wird verhaftet!"

* * *

Eine Troika brachte Artur Degen zum deutschen Botschaftshotel.

Nun hatte er seine Mappe übergeben und harrte seiner Entlassung.

Da öffnete sich die Tür und der Botschafter selbst trat in höchster Bestürzung in das Vorzimmer:

„Herr Leutnant, ich bitte um Aufklärung! Diese Mappe soll ein eigenhändiges Schreiben Seiner Majestät enthalten — es ist nicht vorhanden!"

4. Kapitel.

Wortlos starrte Artur Degen den Botschafter an.

„Exzellenz!" stammelte er. „Die Dokumentenmappe ist in demselben Zustande, wie sie mir übergeben wurde — —"

„Ich habe mich davon überzeugt. Indessen bleibt der Tatbestand bestehen. Ihr wichtigster Inhalt bestand in einem kaiserlichen Handschreiben und dieses eben fehlt. Wir sind in Rußland — und das scheinbar Unmögliche wird hier zum Alltäglichen. Ich werde dem Auswärtigen Amte unverzüglich in einem Chiffretelegramm die Meldung des Vorfalles machen. Ich halte es für ausgeschlossen, daß ein Irrtum beim Schließen der Mappe in Berlin vorgekommen sein könnte. Sie, Herr Leutnant, muß ich bitten, sich aus diesem Zimmer inzwischen nicht zu entfernen. Es wird sich nicht umgehen lassen, ein Protokoll über den Vorfall aufzunehmen, der, wie ich fürchte, schlimme Deutungen zuläßt!"

Der Botschafter trat in sein Arbeitszimmer zurück und nach Verlauf weniger Minuten stellte sich ein älterer Botschaftsrat dem mit wirbelndem Hirn und in völliger Fassungslosigkeit dastehenden Feldjägerleutnant mit artiger Gemessenheit vor und lud Artur Degen ein, ihm in sein Zimmer zu folgen, in dem sich bereits ein jüngerer Attaché befand.

„Herr Leutnant!" begann der Botschaftsrat — „Seine Exzellenz haben mich beauftragt, ein genaues Protokoll aufzunehmen, das sich auf alle auch die scheinbar unwichtigsten Dinge Ihrer Kurierfahrt von Berlin nach Petersburg bezieht. Ich bitte Sie, sich genau entsinnen zu wollen, denn es handelt sich, wie Ihnen Seine Exzellenz mitteilte, um eine Angelegenheit von höchster Bedeutung. Ist es möglich, aus der Dokumentenmappe eines deutschen Kuriers während der Fahrt ohne sichtbare Verletzung des Schlosses ein Aktenstück zu entfernen, so kann dies nur durch eine Außerachtlassung der einem Kurier gebotenen Vorsicht und Wachsamkeit gelungen sein — —"

„Aber es ist unmöglich, daß auf der Fahrt jemand die Mappe in Händen gehabt haben kann!" rief Artur Degen.

„Wir wollen sehen! Bitte, beantworten Sie mir meine Fragen! Wann sind Sie aus Berlin abgefahren?"

„Mit dem Norderpreß!"

„Sie haben Ihr Abteil verlassen, um im Speisewagen zu frühstücken und zu dinieren!"

„Gewiß! Aber nicht, ohne meine Ledertasche, welche die Mappe barg, mit mir zu nehmen. Ich habe sie auch während der Mahlzeiten nicht aus den Augen gelassen."

Der Botschaftsrat nickte.

„Sie waren in Ihrem Abteil nicht allein? Ich rede jetzt von der Fahrt auf deutschem Boden."

„Ich war größtenteils allein. Und ich versichere Sie — es ist unmöglich, daß auch nur ein fremder Finger die Tasche berührt haben kann!"

„Ich bin gern bereit, Ihnen zu glauben, soweit die deutsche Strecke der Fahrt in Frage kommt. Haben Sie in Wirballen Ihr Gepäck für kurze Zeit unbeaufsichtigt gelassen?"

„Nicht eine Sekunde!" rief Artur Degen. „Ich nahm im Wartesaal meinen Tee und soupierte. Aber nicht für die Dauer einer Sekunde habe ich mich von der Tasche, die neben mir auf einem freien Stuhle lag, getrennt!"

„Sie haben im Schlafwagen des russischen Zuges die Nacht verbracht?"

„Nein! Ich wollte nicht schlafen, sondern wach bleiben. Mir waren Warnungen mit auf den Weg gegeben worden — —"

„Die sich wahrscheinlich als nur allzu berechtigt erwiesen haben! Sie nahmen also in einem Abteil des Zuges für die Nacht Platz. Wieder allein?"

„Vollkommen allein — das heißt — —"

Artur Degen stockte. Ein ungeheuerlicher Gedanke flammte in ihm auf. Aber nein, das war unmöglich!

„Sie unterbrechen sich, Herr Leutnant! Sie blieben also nicht allein?"

„Nein — eine Dame nahm während der Fahrt Platz in meinem Coupé."

Der Botschaftsrat und der Attaché wechselten einen schnellen Blick.

„Eine Dame — und Sie nahmen Notiz von ihr?"

„Ich wurde von ihr angesprochen. Sie bat mich um Feuer für ihre Zigarette!"

„Eine Russin wahrscheinlich!"

„Oder Polin — zweifellos!"

„Und Sie haben längere Zeit die Gesellschaft der Dame genossen."

„Gewiß! Wir unterhielten uns zusammen. Es war eine Dame der vornehmen Gesellschaft, ich zweifle nicht daran!"

„Und Sie blieben während der ganzen Zeit, in der die Dame das Coupé mit Ihnen teilte, wach, Herr Leutnant?"

Die leise, kühle Stimme des Botschaftsrates war seit der Erwähnung seiner Coupégenossin lauter und erregter geworden.

Der Feldjägerleutnant antwortete nicht. Seine Augen blickten starr den Fragenden an, alles Blut wich aus seinem Antlitz.

„Großer Gott!" stieß er mit erschreckter Stimme hervor — „Die Zigarette — —!"

Der Botschaftsrat erhob sich jetzt ebenfalls in voller Erregung von seinem Sitze.

„Was wollen Sie damit sagen? Bemühen Sie sich, auch die kleinsten Einzelheiten der Situation sich wieder zu vergegenwärtigen. Sie können nicht ahnen, wieviel von der Aufklärung abhängt!"

Kalter Schweiß war auf Arturs Stirn getreten.

„Die Dame bot mir eine ihrer Zigaretten an — —"

„Weiter, weiter!"

„Und ich nahm sie — —"

„Und — —?"

„Ich muß dann plötzlich eingeschlafen sein — nur kurze Zeit —"

Wieder trafen sich die Blicke der beiden Botschaftsbeamten.

„Und als sie erwachten —?"

„Dann war ich allein!" brachte Artur Degen mühsam hervor. „Die Dame hatte das Coupé verlassen!"

„Und Ihr Gepäck?"

„War völlig unangetastet!"

„Das heißt, es erschien Ihnen so! War Ihnen Ihre plötzliche Schlaftrunkenheit nicht auffallend? — Sie selbst riefen vorhin: die Zigarette!"

Der Feldjägerleutnant faßte sich an die Stirn, die ihm zu schmerzen begann von der Wucht des grell in ihm aufleuchtenden Verständnisses.

„Ich erwachte mit einem Gefühl der Betäubung — —"

„Ich ahnte es!" rief der Botschaftsrat. „Die Ihnen gereichte Zigarette hat ein schnell wirkendes Narkotikum enthalten. Und während Sie im Banne desselben waren, hat man Ihre Effekten durchsucht, die Dokumentenmappe geöffnet und das Schreiben Seiner Majestät entwendet!"

Artur Degen starrte, ohne zu antworten, auf den Boden.

„Beschreiben Sie uns die Dame, so genau Sie können!"

Der Feldjäger folgte dem Befehl. Immer mehr verfinsterte sich das Antlitz des Botschaftsrates.

„Die Dame war Ihnen vorher nie zu Gesicht gekommen?"

„Doch Einen Tag vor meiner Abreise. Ich hatte Gelegenheit, sie vor einem Unfall zu bewahren!"

„Erzählen Sie!"

„Das ist noch ernster, als ich annahm!" sagte der Botschaftsrat, als Artur Degen geendet. „Diese Dame ist ein überaus geschicktes Werkzeug. Aber in wessen Händen? Sie hat gewußt, daß die Mappe ein Schreiben Seiner Majestät an den Zaren enthalten würde, also hat sie Verbindungen in Berlin, die bis zu hohen Kreisen hinaufreichen müssen. Sie kann im Dienste einer einflußreichen Koterie am Zarenhofe stehen, sie kann Agentin der russischen Geheimpolizei sein oder endlich der revolutionären Partei dieses Landes angehören. Auf alle Fälle unterliegt es keinem Zweifel, daß Sie ihr Opfer geworden sind!"

Artur Degen war auf einen Sessel gesunken. Er hatte nicht mehr das Recht, an der Behauptung des Botschaftsrates zu zweifeln — ihm selbst war während des Verhörs mit fürchterlicher Deutlichkeit diese Wahrheit aufgestiegen. In die dumpfe Verzweiflung, von einem Weibe düpiert zu sein, die ihm besonders eingeschärfte Wachsamkeit vernachlässigt zu haben, mischte sich ein heftiges Verlangen, Vergeltung üben zu können an diesem verführerischen Weibe, das seine Karriere mit einem Schlage vernichtet hatte.

„Ich muß Sie bitten, das Zimmer nicht zu verlassen, Herr Leutnant, während ich Seiner Exzellenz die nötigen Mitteilungen mache."

Artur Degen antwortete nicht. Sein Antlitz drückte die Pein, die er empfand, so deutlich aus, daß in den kühlen Augen des Botschaftsrates etwas wie Bedauern in ihm aufglomm, als er sich eilig dem Kabinett des Botschafters zuwandte.

Dorthin wurde auch nach einer kurzen Weile der Feldjägerleutnant gerufen.

Auch der Botschafter sah finster drein. Er selbst ließ sich noch einmal jede, auch die kleinste, Episode der Fahrt berichten.

„Es tut uns leid um Sie, Herr Leutnant!" sagte er endlich. „Ihre Kuriertätigkeit wird indessen wohl abgeschlossen sein. Wie weit der Vorfall noch weitere Unannehmlichkeiten für Sie im Gefolge haben wird, wage ich nicht zu entscheiden. Ich sehe indessen, daß Sie der Ruhe vor allem bedürftig sind!" fügte er mit einem Blick auf den Feldjägerleutnant hinzu, der totenbleich und auf schwankenden Füßen vor ihm stand. „Suchen Sie also Ihr Hotel auf. Ich muß Sie indessen um Ihr Ehrenwort ersuchen, diese Stadt nicht zu verlassen, ehe Sie den Befehl von mir dazu erhalten, und zu jeder Stunde zu meiner Verfügung zu stehen!"

Wie ein Trunkener schwankte Artur Degen die Treppe des deutschen Botschaftspalais hinab und ließ sich in das genannte Hotel fahren, das zumeist von den Kurieren aufgesucht wird.

Er mußte allein mit sich sein, um das Fürchterliche, das ihm alle seine Sinne lähmte, durchdenken zu können.

Er warf sich auf den Diwan des behaglich durchwärmten Zimmers, bettete den Kopf auf die verschlungenen Hände und ließ die irrenden Blicke über den vergoldeten Stuckplafond des Zimmers schweifen.

Nur eins wußte er: Es war aus mit seiner Zukunft!

Das Vertrauen, das man in ihn gesetzt, hatte er schmählich getäuscht. Wie ein junger Tölpel war er einem Weibe ins Garn gegangen. Und nach der Befürchtung des Botschafters konnten die Folgen des an ihm verübten Streiches von ernstester Bedeutung sein.

Er fuhr empor. Eins blieb ihm noch. Die Bestrafung durch eigene Hand. Ein Offizier, der seine Pflicht versäumt, hat nur noch einen Freund, seine Waffe!

Seine Tasche barg die geladene Browningpistole. Ein leiser Druck seines Fingers und alles war vorbei. Nichts fesselte ihn mehr am Leben, seitdem seine Zukunft zertrümmert vor ihm lag.

Er zog die Waffe hervor und legte sie auf den Tisch. Und während sein Blick an dem bläulich schimmernden damaszierten Lauf hing, flog, was nun kommen werde, in einer Reihe von Vorstellungen an seinem Geiste vorüber. Um diese Stunde, in der die Bewohner der meisten Zimmer wohl in den Speiseräumen versammelt sein mochten, würde der scharfe Knall der Waffe kaum gehört werden. Erst, wenn man ihn wieder auf die deutsche Botschaft zitierte, würde eine fremde Hand die unverschlossene Tür öffnen, ein fremdes Auge entsetzt sich von dem Anblick des Toten und der kleinen Blutlache auf dem Teppich abwenden und ein fremder Mund Menschen herbeirufen. Man würde konstatieren, daß der Tod längst eingetreten sei, seine Effekten in das Verwahrsam der Botschaft nehmen und für die Bestattung seiner irdischen Reste Sorge tragen. Und ein Telegramm würde dem Auswärtigen Amte melden, daß der Feldjägerleutnant Artur Degen die begangene grobe Fahrlässigkeit in seinem wichtigen Amte als kaiserlicher Kurier mit eigener Hand gesühnt habe. Damit waren die Akten über seinen Fall geschlossen.

Wahrlich, das Leben hatte ihm nichts mehr zu bieten! Seine Eltern, waren tot, die Zukunft wies ihn an, sich mit seinem kleinen Vermögen irgendwo zu vergraben, vielleicht als Privatförster eines Magnaten in der Kassubei oder in Galizien. Nein, lieber ein schneller Abschied vom Leben!

Aber da stieg wieder etwas in ihm auf, was den Lebensdurst in ihm plötzlich wieder rege gemacht und ihn immer stärker werden ließ. Das reizende Gesicht seiner Reisegefährtin tauchte vor ihm auf — er meinte es deutlich vor sich zu sehen, hier vor dem Tische, auf dem die tötende Waffe lag. Und diese Erscheinung vermittelte ihm sein Hirn so deutlich, daß er mit einem erstickten Wutschrei die Hand hob, um nach diesem reizvollen Gesichtchen mit dem verführerischen Lächeln um dem feinen roten Mund und den schimmernden Glanz in den dunklen Augen zu schlagen.

Da zerfloß es vor ihm.

Aber die Wut und der Haß kochten in ihm weiter und ein glühendes Verlangen, sich zu ihrem Verfolger zu machen, diese Sirene der Vergeltung entgegenzuschleppen, wuchs riesengroß in ihm empor.

Nichts hinderte ihn ja, dies zu versuchen, sein Verlangen zu stillen. Sein Vermögen setzte ihn in den Stand, Nachforschung in den weitesten Kreisen anstellen zu können. Eine nicht unerhebliche Summe, die er jüngst erst erhoben, trug er bei sich. Er vergegenwärtigte sich den Moment, in dem es ihm gelingen werde, sie zu entlarven, sie den Gesetzen auszuliefern — ach, er würde sie töten können mit eigener Hand!

Das südliche Blut seiner Mutter begann in seinen Adern zu kochen. Und der tödlichen Forderung seiner Ehre setzte es einen immer heißeren Lebensdurst entgegen.

Aber der deutsche Einschlag in dem Gewebe seines Wesens trug dennoch den Sieg davon. Gedemütigt, mit dem Vorwurf belastet, höchstes Vertrauen schlecht vergolten zu haben, konnte er nicht mehr leben.

Langsam streckte er seine Hand nach dem Schaft der Pistole aus.

Da tönten hastige Schritte, wie die eines Laufenden, auf dem Korridor und näherten sich seiner Tür, die rasch aufgerissen wurde. Ein Herr im offenen Pelz, unter dem ein eleganter dunkler Reiseanzug, ähnlich dem seinigen, sichtbar wurde, stürzte herein und verriegelte hinter sich die Tür.

(Fortsetzung folgt.)

Osterglaube.

Von Karl Kiering.

(Nachdruck verboten.)

„Sie trägt es wie ein Mann," erzählten ihre Gutsnachbarn im Kreise der Familie, so oft sie draußen zwischen Weizen oder Klee der verwitweten Frau Rittergutsbesitzer Rottmann begegnet waren. Dann seufzten die Frauen wohl mitleidig und sahen auf ihre Kinder. Den Mut, die Härte des Lebens in gleicher Weise zu tragen, empfand keine dieser glücklichen, mit gutgeratenen Kindern gesegneten Mütter. — Woher nahm die zarte, verwöhnte Frau Rottmann nur diesen heldenhaften Mut?

Sie sagte es nach der dunkelsten Stunde ihres Lebens dem alten Seelsorger. Damals hatte der Direktor des Karlgymnasiums ihr die Nachricht gesandt, daß ihr einziger Sohn Walter ohne ersichtlichen Grund aus der Pension verschwunden und trotz aller Bemühungen nicht aufzufinden sei. — Und der alte Pastor hatte sie stützen wollen. Ihr Gesicht war bleich, ihre Gestalt gebeugt gewesen von dem Schlag, der einst eine Maria zerbrach, und dennoch hatte sie dem Greis ein wundersames Bekenntnis ablegen können:

„Ich habe meine Eltern und meinen geliebten Mann begraben müssen . . . und es hat den Anschein, als gesellte sich mein Sohn zu ihnen . . . aber, dem ist nicht so, mein Herz weiß es anders. Mein Osterglaube stützt mich . . . er wird heimfinden."

Sie wußte, warum er gegangen war. Seine ungewöhnliche Reife schwang sich über die Wünsche der Jugend hinaus und griff nach den Gütern, die sie ihm vorenthalten mußte. Seine Liebe zur Musik war ihr längst kein Geheimnis mehr. So lange er sie nach getaner Arbeit hegte, schränkte sie sie ihm nicht ein. Nach dem ersten schlechten Zeugnis nebenbei macht er noch für die Landleute den Richter. Da dacht' ich mir so, daß wohl ein bißchen Arbeit und reichlich Verdienst für mich abfallen möchte."

Frau Rottmann mußte wider Willen lächeln. Da war wieder einer, der aus dem Heimatskäfig hinausgefunden hatte. Sie schenkte ihm ein neues Portemonnaie mit einem großen Goldstück darin und sagte:

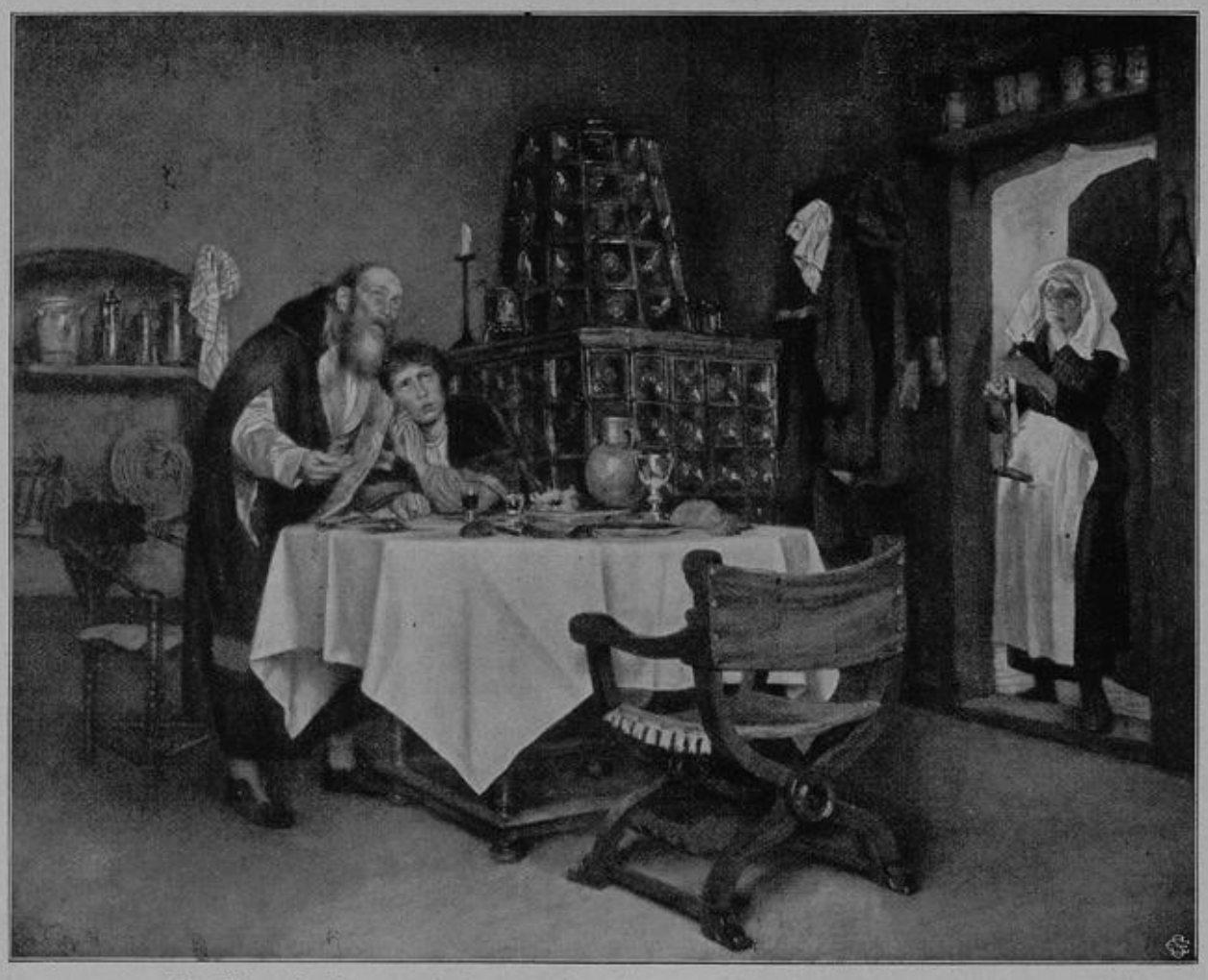
„Dies ist für die größte Not, Karl! Tu deine Augen gut auf . . . ich meine, wenn du draußen meinem Sohn begegnen solltest, schreibe es mir, wie du ihn auch finden magst. Er schwärmte auch beständig von Chicago, ehe ich ihm seine Geige fortgenommen hatte. Willst du es tun, Karl?"

„Ja, das tu ich!" sagte er treuherzig.

„Aber wirst du ihn auch erkennen?"

„Achhott, gnädj' Frauchen, den verjeß ich mein Lebtag nicht. Wir haben uns doch oft genug geschneeballt und in den Dreck geschmissen, daß ich schon rein blind sein müßte, wenn mir das passieren würd'."

„Es ist ja nur ein ganz blasses, haltloses Hoffnungsgewebe," sagte sich die stille Frau, „aber man kann nie wissen." Der Schmied Karl



Die Jünger in Emmaus, Ev. Lucae 24, 31. Nach einem Gemälde von Ed. v. Gebhardt.
Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

aber, das er heimbrachte, zwang sie das Pflichtgefühl dazu. Sie sprach ernst und eindringlich mit ihm und schloß ihm zuletzt — als er kein Versprechen abgeben mochte, seine Geige fort.

Was fängt aber ein Vogel an, wenn er nicht singen darf!?

Walter Rottmann stieß verzweifelt gegen die Stäbe seines Käfigs, tat sich dabei empfindlich weh und wurde darüber immer wilder und leidenschaftlicher, bis er . . . ein Schlupfloch fand.

Die große Freiheit des unendlichen Heimathauses für alle Heimatlosen. Indessen hielt seine Mutter, nach allem erfolglosen Suchen, mit starker Hoffnung die alte Heimat für ihn bereit.

Sie hatten ihr alle geraten, die vorzügliche landwirtschaftliche Konjunktur auszunützen und ihr Gut loszuschlagen. Aber sie wies alle Angebote zurück. So lange sie arbeiten und für andere sorgen durfte, hielt sie sich aufrecht. Als dem ältesten Sohn ihres Gutsschmieds das deutsche Vaterland zu klein wurde und er hinausverlangte über das Meer in das Land der Unmöglichkeiten, ließ sie ihn zu sich kommen und legte den Finger an die unvernarbte Wunde.

„Du willst nach Amerika gehen, Karl?"

„Ja, gnädj' Frau, nach Chicago. Unser Mutter ihr Bruder ist da Afteker und Pastor, hat einen Laden und ein Restorang mit Musike und hatte ihr letztes Wort aufgegriffen und wollte gern etwas Tröstliches sagen.

„Unj' junge Herr hat ein hartes Fell, gnäd' Frauchen. Der verträgt was."

„Darin kannst du schon recht haben," dachte sie, als er gegangen war. „Aber sein Herz ist weich. Sollten sie ihm das draußen vielleicht so wundstoßen, daß er Mutter und Heimat vergessen muß . . ."

Dann aber hob sie von neuem mutig den Kopf und dachte an das kleine Lied, das er ihr zu dem letzten gemeinsam verlebten Osterfest gedichtet und in Musik gesetzt hatte.

Im Winter bin ich gern im Wald,
Im Sommer tief im Feld,
Im Herbst dort, wo das Hifthorn schallt
Und sich der Eber stellt.
Im Lenz allein treibt's mich nach Haus,
Zum Veilchen, das blau blüht.
Dann schlaf ich meine Wildheit aus
Und geig' mein Osterlied!

Und sie behütete die Scholle weiter und überwachte das Säen und Abernten des Korns mit dem gleichen Eifer, auch, als die Briefe des

Schmiedkarls an seine Eltern immer den nämlichen Schlußsatz enthielten: „. . . und der gnädjen Frau sagt, daß ich hier schon zwei Bekannte getroffen hab', beide Jungs aus unserm nächsten Dorf — Senkfrids ihre — bloß unsern Mistre Walter noch nicht."

Aber sie wartete doch auf ihn. Die Jahre liefen dahin und trugen ihr den Schnee des Alters auf das Haupt. Jetzt hätte der Walter sein vierzigstes Jahr vollenden müssen, wenn er vor 23 Jahren nicht aus dem Käfig gesprungen wäre. Bei der Weihnachtsbescherung erzählte die Schmiedfrau voller Stolz, daß ihr Karl ein Weib genommen habe und an einen Besuch in Deutschland dächte. Dann kam die Frühjahrsbestellung und nahm alle Kräfte in Anspruch. Frau Rottmann spürte die harte Faust des Alters und brauchte mehr Zeit wie sonst zum Ausruhen. — — —

Im Gutshaus liefen die Mägde mit frischgebackenen Osterstollen umher und färbten Eier für die Kinder der Tagelöhner, die morgen nach altem Brauch im Park die Nester der Osterhasen suchen sollten. Frau Rottmann hielt an dieser Mode eigensinnig fest. Sie dachte manchmal, ob ihr Sohn wohl Kinder haben möchte, die auch etwas vom deutschen Ostern wüßten.

In der Gutsküche fand heute das Wispern und Lachen kein Ende. Die große Neuigkeit lief von Mund zu Mund

„Schmieds Karl kommt richtig mit seiner Frau!"

„Ich hab' ihr Bild im Hochzeitsstaat gesehen. Sie in Kranz und Schleier, man bloß in einen halben Rock."

„Nee, Kinner, nee, Kinner, dat Wiw sieht grulig ut!"

„Schmiedsch sagt, dat sie ein Negern wär' . . ." Die Mädchen kreischten vor innerem Grausen auf. Da ging Frau Rottmann still in ihr Zimmer und weinte. Ihr Osterglaube drohte zum ersten Mal zu wanken.

In der Nacht, welche die Erlösung gebar, sollten sie angekommen sein, erzählte am nächsten Morgen das Stubenmädchen. Es war neun Uhr und Frau Rottmann wollte sich zum Kirchgang rüsten, als es an ihre Tür pochte. Der Schmied Karl kam herein. Er war drüben ein feiner Herr geworden; aber seine Augen hatten noch den alten schalkhaften Blick.

„Good Morning, Mrs. Rottmann!"

Er nahm mit sicherer Selbstverständlichkeit die ihm dargebotene Hand.

„Ich habe Ihnen etwas zu erzählen." Sie lud ihn freundlich zum Sitzen ein.

„Nun, Karl, wie ist es Ihnen ergangen?"

„Well ist's gegangen. Ich habe das Restorang mit der Musike. Es kommen viel Leute zu mir. Auch Bekannte . . ."

„Nur mein Junge nicht!" klagte sie leise.

Er antwortete nicht darauf.

„Well, auch Kinder. Sie schaffen drüben alle money, sobald sie auf den Beinen stehen können. Eines Tages kommt ein strammer Bursche zu mir und sang den Gästen ein kleines deutsches Lied . . ."

„Ach!" machte sie. „Ein deutsches Lied . . ."

Er nickte.

„Aber er tat's nicht mit Lust . . . bloß aus Hunger. Er paßte auf den Farmer. Er hat bloß einen Gedanken, Weizen und Kohl, Roggen und Kartoffeln. Weil er keine Eltern hatte, behielt ich ihn bei mir. Nach drei Monaten stellte es sich heraus, daß er 50 Dollars im Lederbeutel auf der Brust trug. Das Erbteil hat er vom father. Er sollt' damit zu seiner Großmutter."

„Ein guter Vater!" seufzte Frau Rottmann. Der Schmied Karl erhob sich.

„Er steht outside. Kann er kommen?"

Und der Junge trat über die Schwelle.

„Mrs. Rottmann," sagte der Deutschamerikaner leise, denn die angeborene Sentimentalität wollte sich in diesem Augenblick nicht unterdrücken lassen, „sehen Sie ihn an. Es ist Mistre Walters Jung . . ."

Die alte Frau schrie laut auf.

„Wie darf ich das glauben . . ."

Da winkte er dem Jungen, daß er singen sollte. Und der sang ganz falsch und heiser, aber der Zitternden klang es wie die Stimme eines Engels:

Im Lenz allein treibt's mich nach Haus,
Zum Veilchen, das blau blüht,
Dann schlaf ich meine Wildheit aus
Und sing' mein Osterlied . . .

Als er zu Ende war, trat der Schmied Karl nahe an Frau Rottmann heran: „Dann hat er auch noch einen dicken lettre von dem Herrn Walter. Well, Walter, gib ihn deiner Grandmama."

— — Walter Rottmann, der jüngere, hatte gar kein Gehör, dagegen ein weiches, tiefes Herz, das sich allmählich öffnete und unbegrenzte Liebe zur Großmutter und der niegekannten Scholle zeigte. Beides hatte der heimatlose Vater, der nicht als ein vom Schicksal Besiegter heimkehren wollte, seinem Kinde eingepflanzt, damit seine Mutter inne würde, daß er ihrer niemals vergessen hatte.

Ihr Osterglaube war also der rechte gewesen; denn dieser Walter begehrte nichts weiter, als ihre Liebe und den Heimatskäfig. Und beides gehörte ihm.

Schicksals Tücke.

Novellette von Ossit (Baronin Deslandes).

(Nachdruck verboten.)

In Gedanken versunken, mit aufgestütztem Arm, lehnte Jean de Tracy an der Arnobrücke, dem Ponte Vecchio. Es war ein sehr heißer Tag und grelle Sonnenstrahlen spielten auf dem grünlichen Wasser des Arno.

Am linken Ufer traten die düster aussehenden, ungleichartigen Häuser so dicht an den Fluß heran, als wären sie ins Wasser hineingebaut. An Höhe und Breite durchaus verschieden, zeigten sie alle die gleichen vorspringenden Dächer in der Art von Schildmützen, und eine Menge merkwürdiger, unregelmäßig verteilter Fenster von grotesken Formen, ohne jegliche Symmetrie.

Sie hatten etwas Charakteristisches, eine Physiognomie; sie boten, trotz aller Schäden und Gebrechen, dem Auge des Beschauers einen so köstlichen, künstlerischen Anblick, wie kein zweites Fleckchen in Florenz.

Jean de Tracy schien diese Häuser mit Interesse zu betrachten, nur dann und wann drehte er sich um und sah erwartungsvoll die Brücke entlang. Er zog die Uhr. „Schon sechs," murmelte er vor sich hin, — „um fünf Uhr hatte sie zur Stelle sein wollen . . ." Und wieder schweifte sein Blick über die drei Arnobrücken und in die Ferne über die bläulichen Berge.

Aber er sah sie nicht mehr, weder den Fluß noch die verwitterten Häuser, — vor seinem inneren Auge erstand jetzt ganz deutlich jener Salon der Villa Nora, die Stätte, an der ihm sein „Schicksal" in Gestalt einer Frau begegnet war.

Und wieder erfaßte ihn die hohe Freude, die ihn damals beim ersten Sehen durchschauert hatte. Deutlich sah er im Geiste ihr Gesicht mit den dunklen Samtaugen und dem weißen Teint. Ihre Haare waren rötlich, vielleicht gefärbt, aber dies erhöhte nur die Schönheit ihrer Farben. In der Hand hielt sie eine Tasse, und trotz des langen Spitzenärmels, der ihren Arm und einen Teil ihrer Hände umhüllte, verstand sie es mit unnachahmlicher Grazie die Tasse zum Munde zu führen und den Tee zu schlürfen. Ihre Bewegungen waren von vollendet anmutiger Schönheit und die Wirkung ihrer Silhouette wurde noch gehoben durch ein wallendes Prinzeßkleid aus weicher Seide von der Farbe rötlicher Veilchen.

Er hatte nur Augen für sie und ihre herrliche Gestalt. Und nur dann und wann schweifte sein Blick hinauf zu dem gotischen Plafond mit seinen alten, verblaßten Fresken aus dem Cinquecento — diese Frau und diese Malerei hatten für ihn etwas künstlerisch Verwandtes.

Als der Vicomte de Tracy sie bemerkte, unterhielt er sich eben mit Lady Chester, einer liebenswürdigen Dame, die das Herz auf dem rechten Fleck und eine etwas große, aber allzeit offene Hand hatte. Und beim Anblick der Dame in Violett geriet die Unterhaltung von seiner Seite plötzlich ins Stocken — er schien wie fasziniert.

„Nach wem starren Sie denn so unverwandt hin, lieber Freund?" fragte Lady Chester, indem sie der Richtung seiner Augen folgte. „Ach so, nach Mme. de Clèves . . . Nun wie finden Sie sie? Was mich betrifft, so sind mir solche exzentrische Damen nicht sympathisch!"

„Wer ist diese Mme. de Clèves?" fragte er.

„Eine schrecklich überspannte Person," gab sie zur Antwort. „Sehr reich, Österreicherin von Geburt — das heißt ihre Mutter war, so viel ich weiß, eine Französin . . . Sie hat auch einen Gatten von geradezu idealer Beschränktheit . . . man erzählt sich da eine kleine Geschichte, über die ich besser schweige. Sie wird viel bewundert, ich, für mein Teil, finde sie lächerlich, sie macht mich nervös. Es ist ja wahr, sie ist eine wundervolle Erscheinung, aber sie ist sich dessen auch bewußt und kleidet sich daher sehr kokett . . . Ich rate Ihnen gut, mein Lieber, verrennen Sie sich nicht, es ist nichts bei ihr zu wollen, selbst für einen Mann Ihres Schlages nicht — gar nichts, hören Sie? Es ist keine Frau im gewöhnlichen Sinne — sie malt, sie schreibt . . . ihr ganzes Sinnen und Denken ist nur darauf gerichtet, daß auch die Farben ihrer Toiletten zu ihrer Gesichtsfarbe passen — und dabei ist sie geschminkt! Sie spielt mit Vorliebe die Unnahbare, Spröde, weil sie noch nie einen Geliebten besessen hat, aber auch mit ihrem Gatten lebt sie nicht zusammen. Zu alledem ist sie noch sentimental, sehr egoistisch und von sich eingenommen. Nun kennen Sie ihren Charakter!"

„Darf ich Sie bitten, mich der Dame vorzustellen?" bat Jean de Tracy.

„Trotzdem ich Ihnen sage, daß Sie nichts zu hoffen haben?"

Er setzte eine unschuldige Miene auf und wiederholte: „Sie wollen mich also nicht vorstellen?"

„Es ist unmöglich, nein, ich kenne sie ja gar nicht näher, diese Komödiantin!"

Er machte ihr eine verabschiedende Verbeugung und schlängelte sich gewandt in die Nähe von Mme. de Clèves.

Die Dame des Hauses war eben mit Ausschenken des Tees zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sie hätte stören mögen. Sonst kannte er niemanden im Salon, denn er war erst tags vorher in Florenz angekommen.

So beschloß er abzuwarten, bis sich der geeignete Moment fände, sich dem Gegenstand seines Interesses nähern zu können und lehnte sich einstweilen ihr gegenüber an die Wand, um sie mit Muße zu betrachten. Sie hatte sich von der Gruppe der Gäste etwas abgesondert und erschien

ihm wie ein seltenes, kostbares Ziergewächs inmitten einer Umgebung von Nutzpflanzen. Seine Künstlerseele war entzückt von ihrem Anblick und nach und nach, halb unbewußt hatte er sich ihr genähert.

Plötzlich fing sie an zu lächeln, fast wider Willen, ein wenig spöttisch: es kam Leben in ihren wunderbaren Augen. Sie sah ihn an und leicht zögernd sagte sie:

„Was Lady Chester Ihnen über mich erzählt hat, habe ich alles mit angehört. Da sie mich nun einmal für exzentrisch hält, gut, so will ich's auch sein und erlasse Ihnen die übliche Vorstellung."

Auf diese Weise hatten seine Beziehungen zu Madame de Cléves begonnen.

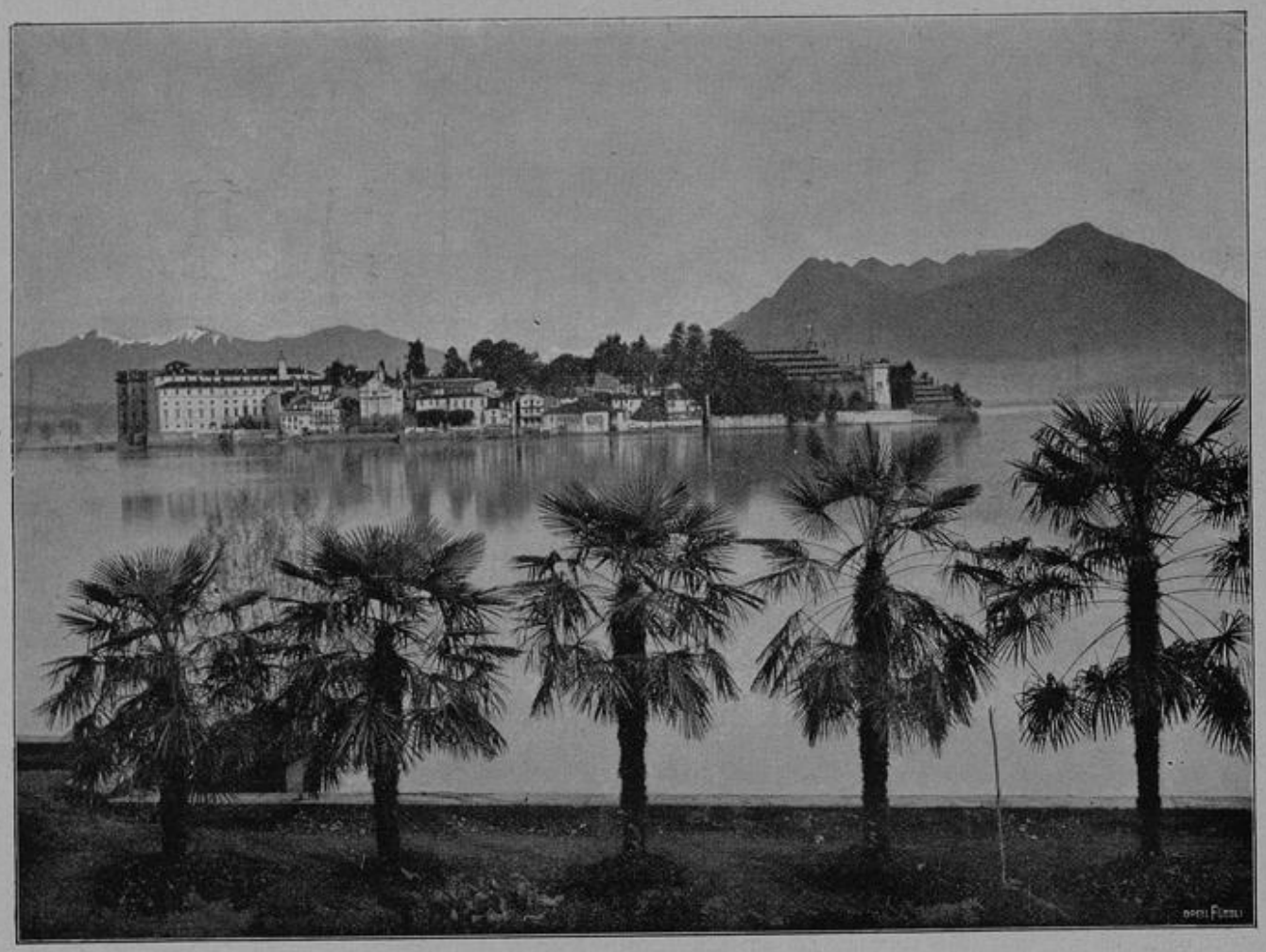
In seiner Erinnerung schien es ihm, als wäre es gestern gewesen und doch war schon ein Jahr und ein Monat seit jener Zeit vergangen. Damals hatten sie sich jeden Tag gesehen, entweder bei ihr oder bei ihrer alten gemeinsamen Freundin. Sie besuchten zusammen die Galerien und ihr beiderseitiges tiefes Kunstverständnis brachte sie einander immer näher. Am Nachmittag trafen sie sich wohl auch bei den Wasserfällen.

„Ach, stören Sie doch die schöne Harmonie unserer Seelen nicht! Sie wissen es ja — die gute Lady Chester hat es Ihnen ja gesagt — daß in dieser Hinsicht nichts bei mir zu erreichen ist, selbst für Sie nicht."

Von da ab war er erst vollends verliebt. Ohne daß sie etwas dazu getan hätte, lag er ganz in den Fesseln dieser Frau. Sie hatte ihn behext. Niemals erlaubte sie ihm, von seiner Liebe zu sprechen, aber alles in allem war sie reizend und anbetungswürdig in ihrem Benehmen zu ihm. Nach Verlauf eines Monats verließ sie Florenz. Am Tage vor ihrer Abreise hatten sie eine letzte Zusammenkunft. Es war zur Zeit der Dämmerung und sie wandelten in der lauen Abendluft dahin. Jean war sichtlich beklommen und warf nur ab und zu mit unterdrückter Stimme eine kurze Frage hin: „Wann werde ich Sie wiedersehen? Wo kann ich Sie sehen und sprechen?"

Sie antwortete nicht und ging neben ihm her mit geistesabwesender Miene, als höre und verstehe sie nicht, was er sagte.

Plötzlich fragte er: „Sagen Sie mir nur das eine: Werden Sie mich denn niemals lieben können?"



Isola bella im Lago maggiore.

Was sie aber am meisten in Florenz liebten, das war die Aussicht vom Ponte Vecchio. Wie oft kamen sie da zusammen und lehnten an der Brüstung, den Blick auf die unregelmäßigen alten Häuser gerichtet. —

Mit geschlossenen Augen hing Jean diesen Rückerinnerungen nach. Er durchlebte nochmals diese einzig schöne Zeit des Hangens und Bangens, diese Tage, die für ihn kein „morgen" hatten.

De Tracy war immer und überall von der Gesellschaft verhätschelt worden, er hatte ein so liebenswürdig offenes Gesicht und eine so eigene Art, mit Damen zu verkehren — für ihn gab es keine „grausame" Schöne. Aber länger als zwei Wochen konnte er nie die gleiche Frau lieben und nur selten eine allein. Diese aber hatte ihn zum erstenmal untersocht, er hatte sie wie toll geliebt, und so liebte er sie noch heute

Alles an ihr entzückte ihn: ihre Schönheit, ihre seltene Intelligenz, am meisten aber ihr ruhiges, gleichmütiges Wesen, das so gar nichts Gemachtes hatte, so frei von jeder Pose war.

Als er ihr das erste Mal von seiner Liebe sprach, hatte sie nur ein spöttisches Lächeln dafür, dann sagte sie:

„Wäre dies wahr, so würde es mich traurig machen. Da es aber nicht wahr ist, so hätten Sie es sich ersparen und mich nicht für so dumm halten dürfen, daß ich daran glauben könnte."

Ein anderes Mal gab sie ihm zur Antwort:

Sie sann einen Augenblick nach, ehe sie mit müder, traurige Stimme erwiderte:

„Wenn ich jemals einen Mann hätte lieben können, so wären Sie es gewesen, aber sehen Sie, weil es mir nicht möglich ist, an Liebe zu glauben, kann ich auch selbst nicht lieben . . . Schon als ganz junges Mädchen hab ich Umschau gehalten — meine Mutter war eine sehr unglückliche Frau und der, den sie liebte, hat ihr Leben zerstört . . . Immer fand ich nur Egoismus, dem man die Maske der Liebe vorgebunden hatte. Das war alles wie . . . wie eine Parodie, so häßlich, so plump und, ach, wüßten Sie, wie falsch! — So kam ich nach und nach zu der Überzeugung, daß die Liebe, wie ich sie mir träume, gar nicht existiert . . . Ich habe eingesehen, daß immer einer von zweien zum Leiden bestimmt ist, daß nur die schlechten Frauen glücklich werden, die, die selbst kein Herz haben, aber andere weinen machen können — dazu fühle ich nicht das Zeug in mir . . . Zudem habe ich mich nie nach eigener Erfahrung gesehnt, ich fürchte mich schrecklich vor Leiden — viel lieber möchte ich gleich sterben . . . Und andere wehe zu tun, das wäre mir zu leid gewesen, ich kann weder Hammer noch Ambos sein . . . Dadurch habe ich mich zur vollständigen Gleichgültigkeit erzogen. Ich habe immer mein Herz gegen jegliche Zärtlichkeit verschlossen, ich habe nur die Kunst geliebt, nur geistige Genüsse und vielleicht — mich selbst.

Die Fähigkeit, einen andern zu lieben ist ganz in meinem Herzen erstorben . . . Ich kann nicht, begreifen Sie das nun? Ich kann nicht!"

Er sah sie mit einem tieftraurigen Blick an und glaubte, einen Toten sprechen zu hören. Dieser Tote war ihr Herz. Dann sagte er:

„Es ist ja wahr, was Sie von der Liebe halten, wenn auch nur im allgemeinen wahr — aber, bei Gott, ich schwöre es Ihnen, daß ich Sie liebe, daß ich für Sie sterben möchte."

Mit ihrem eigenen Lächeln murmelte sie vor sich hin:

„Es wäre gefährlich genug für mich, wenn ich es glaubte!"

„Und warum wollen Sie es mir nicht glauben? Was kann ich tun, daß Sie mir glauben," sagte er dringender und mit vibrierender Stimme.

Sie waren unterdessen am Ponte Vecchio angelangt und lehnten sich an das Geländer, den Passanten den Rücken zukehrend.

„Hören Sie," begann sie, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Wir haben heute den 7. April. Kommen Sie heute in einem Jahre wieder hierher, an den gleichen Platz und zur gleichen Stunde, dann werde ich wiederkommen und Ihnen sagen . . . . Ihnen sagen, ob ich Sie liebe."

„Und während dieser Zeit?"

„Bis dahin werden Sie mich nicht sehen und sollen mir auch nicht schreiben . . . Und nun, auf Wiedersehen, oder vielleicht — auf Nimmerwiedersehen. Ich werde sicher kommen — wenn ich nicht gestorben bin."

Dann war sie davon gegangen mit ihrem entzückend leichten Schritt, und er sah sie noch lange in ihrem eng anliegenden, dunkelblauen, einfachen Kleid, indes die Sonnenstrahlen sich in ihren goldenen Haaren fingen. —

* * *

„Halb sieben! Nein, nun wird sie nicht mehr kommen, — es ist zu Ende!" Ein tiefes Schmerzgefühl erfaßte ihn, aber dennoch wollte ihn ein kleiner Hoffnungsschimmer nicht verlassen. Wie hatte sie doch gesagt? Ich werde bestimmt kommen — und ihr Wort brechen, nein, das konnte sie nicht. Deswegen konnte er auch nicht an ihrem Kommen zweifeln, die einzige Furcht, die ihn beherrschte, die ihn quälte und zittern machte, war die, ihre Antwort zu hören. Einstweilen aber hatte er nur den einen Wunsch, daß sie erst da sein möchte. Sie sehen, sie bewundern, ihre unvergleich schöne Gestalt, ihre traurigen blauen Augen, ihren spöttischen Mund — all dies nur ein einziges Mal wiedersehen dürfen! Nur sehen, selbst wenn nachher der schöne Traum, der ihn umfangen hielt, sich in ein Nichts auflösen sollte . . .

Denn keinen Augenblick hatte er sie vergessen, dies ganze Jahr hindurch.

Gehorsamerweise hatte er ihr nicht geschrieben, hatte auch keinen Versuch gemacht, sie früher wiederzusehen, aber seine Liebe war sich in ihrer Tiefe und Unerschütterlichkeit gleich geblieben. Die Ungläubige! Jetzt mußte auch sie von seiner Liebe und deren Echtheit überzeugt sein — er hatte die Probe bestanden.

Der Tag ging zur Neige, die Abendschatten senkten sich auf Fluß und Stadt und die grotesken Häuser nahmen fratzenartige Formen an. Es wurde kühl.

Da plötzlich fühlte er einen leichten Schlag auf seiner Schulter. Erschrocken drehte er sich um und erblickte den Grafen Labricoti.

„Potztausend, Jean, du hier in Florenz! Und davon weiß ich nichts? Aber um Himmels willen, was treibst du eigentlich da?"

De Tracy, der sonst keiner Mücke ein Leids tun konnte, hätte den Menschen erwürgen mögen, so ungelegen kam ihm die Störung. Doch er beherrschte sich und gab zögernd die Antwort: „Ich bin erst heute morgen angekommen . . ."

„Dann soll dir verziehen sein," meinte Labricoti lachend; fügte aber ernst hinzu: „Hör mal, dann weißt du auch die traurige Neuigkeit noch gar nicht?"

Jean wünschte Labricoti und seine traurige Neuigkeit innerlich zum Teufel; denn er war mehr als je davon überzeugt, daß sie jetzt jeden Augenblick aus dem Dunkel hervortreten werde. Scheinbar ruhig aber fragte er:

„Welche Neuigkeit?"

„Ach, du erinnerst dich doch sicher an die hübsche Komtesse de Cleves. Denke dir, die arme Person! Gestern abend ist sie in Florenz angekommen, im Hotel abgestiegen und heute morgen hat man sie tot aufgefunden! Sie soll sich vergiftet haben . . ."

Am Horizont erlosch die Sonne — es wurde Nacht . . .

Mitleid.

Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten.)

„Wie ist der Name?"

„Ella Lauter, bitte."

Der Schalterbeamte sah, mit dem Daumen schnippend, den dicken Stoß postlagernder Sendungen durch.

„Da ist etwas. Aber eingeschrieben, eine Wertsendung."

Eine feine, schmale Mädchenhand in braunem Glacéhandschuh streckte sich aus. „Ja, ja, ganz recht."

„Aber so darf ich Ihnen das nicht geben."

Der Aufenthalt ärgerte mich. Hatte ich doch selbst Eile. Der Brief, zu dem mir die Marke fehlte, sollte mit der in wenigen Minuten abgehenden Post fort. Doch ungalant vordrängen mochte ich mich nicht. Der Anblick der dicht vor mir stehenden jungen Dame war auch zu reizend.

„So nicht?" hörte ich sie die letzten Worte des Schalterbeamten unmutig wiederholen. „Aber ich warte doch schon lange auf die Sendung? 50 Mark müssen darin sein."

„Stimmt allerdings," erwiderte der Beamte achselzuckend. „Aber die Vorschriften gestatten keine Ausnahme. Sie müssen sich eben legitimieren."

„Legitimieren, — ich bin es doch selbst."

„Der bloße Name ist kein Beweis. Haben Sie denn keine Papiere bei sich, irgend einen Ausweis, Heimatschein oder dergleichen?"

„Nein, — o Gott!" In ihrer Bestürzung wandte sie sich wie hilfesuchend um. Das liebliche Gesicht, in das ich sah, übertraf noch meine Erwartung . . .

„Dann, mein Fräulein, kann ich Ihnen nicht helfen."

Ich beachtete es gar nicht, daß der Beamte sich zu mir wandte und vergaß, meine Marke zu verlangen. Wußte ich auch, daß er in seinem Rechte war, so empörte mich doch die grobe Abweisung. Man brauchte doch nur in diese flehenden blauen Augen zu sehen, um zu wissen, daß die junge Dame nicht log.

„Haben Sie denn niemand in der Stadt, der Sie kennt, der sich für Sie verbürgen kann?" fragte ich teilnehmend.

Sie blickte mich an.

„Ach nein, leider nicht. Ich bin ja ganz fremd hier. Nur auf der Durchreise. Und ich muß den Brief haben. Wenn ich noch länger hier festgehalten werde, kann unterdessen etwas Fürchterliches passieren. Meine Mutter liegt totkrank zu Hause . . ."

Inniges Mitleid ergriff mich. „Aber wie kommen Sie denn in solche fatale Lage?"

Eine Erschütterung ging durch ihren Körper. Dann erzählte sie mir mit unterdrücktem Schluchzen, daß sie durch ein Telegramm nach Hause gerufen wurde. „Ich trat sofort die Heimreise an. Aber hier beim Umsteigen habe ich mein Portemonnaie im Zuge liegen lassen. Es hat sich nicht mehr gefunden. Auch mein Billett ist darin. Ich kann nicht weiter."

„Nein, nein, Sie sollen nicht zu spät kommen, mein Fräulein." Ich zog meine Brieftasche und reichte ihr einen Schein. „Hier, nehmen Sie, bitte."

Ihre erstaunten Augen sahen mich groß, verwundert an.

„Sie, — Sie wollten — —"

„Nichts als meine Pflicht."

Zögernd streckte sich die kleine Hand nach dem blauen Zettel aus. „Wie soll ich Ihnen danken . . .!"

„O — bitte — bitte."

„Und wohin, wenn ich fragen darf — —"

Ich verstand, suchte nochmals in der Brieftasche und gab ihr meine Visitenkarte. „Die Adresse steht darauf."

„Spätestens übermorgen erhalten Sie das Geld zurück." Die Tränen waren versiegt. „Aber jetzt muß ich eilen, um noch zurecht zu kommen. In einer halben Stunde geht der Zug. Nochmals tausend, tausend Dank."

Fort war sie. Ich frankierte rasch meinen Brief. Am Ausgang der Post aber zog es mich unwillkürlich in der Richtung nach dem Bahnhof. Noch einmal, ehe sie die Stadt verließ, mußte ich sie sehen, wenn auch nur heimlich, von ferne. An die letzten Häuser der Straße schlossen sich freundliche Anlagen, durch die der kürzere Fußweg zum Bahnhof führte. Es hatte leicht geregnet. Auf dem feuchten Sandboden hatten sich die Tritte der wenigen Passanten deutlich abgedrückt. Eine schlanke, leichte Frauensohle hob sich unter den Eindrücken schwerer Männerschuhe ab. Kein Zweifel, hier mußte sie gegangen sein.

In dem Gebüsch zur Seite schimmerte etwas Weißes. Es kam mir bekannt vor, ich bückte mich danach und hielt meine eigene Visitenkarte in der Hand. Wie kam die hierher? — Törichte Frage! — An einem leichten Eindruck in der linken Ecke erkannte ich sie sofort wieder. Es war dieselbe, die ich soeben der Bedrängten gegeben. Ich mußte lächeln. Die Kleine war wirklich ein Genie im Verlieren. Wahrscheinlich in der Aufregung mit dem Taschentuch herausgezogen. Ein feiner Duft von Heliotrop wehte mich an, dann schob ich sie sorgsam in die Brusttasche, — als teuere Erinnerung. Vielleicht die einzige und letzte — fuhr es mir durch den Sinn. Wenn ich nun zu spät kam, — sie nicht mehr sah. —

Wirklich hatte meine Ahnung recht. Als ich am Bahnhof eintraf, war eben der Zug nach Dresden, der einzige, der um diese Zeit ging, abgefahren. Verstimmt trat ich den Rückweg an. Ob sie von Dresden war, — von einer der fünfzig Stationen am Wege dorthin, oder noch weiter her? — Sie hatte ja ihre Heimat gar nicht genannt. — Nun, der Brief mit dem Gelde, der bald eintreffen würde, mußte mir ja Gewißheit geben.

Drei Tage, eine Woche, ein Monat verging, ohne daß die erwartete Sendung eintraf. Nun ward es mir klar, woran ich anfangs gar nicht gedacht. Das schöne Mädchen hatte meine Karte verloren, ehe sie sich Namen und Adresse in der begreiflichen Aufregung näher angesehen und gemerkt. Ein eigentümliches Gefühl beschlich mich, ein fast freudig triumphierendes. Sie war in meiner Schuld! Dieses Bewußtsein mußte eine unzerstörbare Brücke schlagen von ihr zu mir. Ich war kein Krösus, aber der Gedanke an das Geld berührte mich nicht.

Es war ja nicht verloren, einmal mußte es mir zurückgegeben werden, vielleicht mit Zins und Zinseszins. Dankbarkeit — Liebe, — die beiden grenzten ja so nahe aneinander. Und in mir stand es fest, daß ich dieses Geschöpf nicht zum letzten Male gesehen hatte. Nein, ich mußte ihr wieder begegnen. Die Vorstellung des Gegenteils hätte mich in Verzweiflung gestürzt.

Ich lebte und schwelgte in Phantasien. Eines Tages mußte es an meine Tür klopfen, und wenn ich öffnete, sie vor mir stehen. Es hatte ihr keine Ruhe gelassen, bis sie mich endlich gefunden. Dann wieder sah ich das Unsinnige solcher Hoffnungen ein. Wie konnte sie in einer Stadt von 20000 Einwohnern einen einmal gesehenen Menschen, dessen Namen sie nicht wußte, suchen. Nun — gleichviel, das Mitleid, das ich mit einer Bedrängten empfunden, machte mich stolz, — es war ja eine gute Tat, für die der verdiente Lohn nicht ausbleiben konnte.

Er sollte auch nicht ausbleiben.

Im nächsten Frühjahr hatte mich die Buchhändlermesse nach Leipzig geführt. Ehe ich die Rückreise antrat, hatte ich noch auf der Post zu tun. Am Paketschalter herrschte dichtes Gedränge. Hätte ich weniger eingekeilt gestanden, so hätte es mich jäh nach dem Schalter hinter mir herumgerissen. Diese Stimme! Sie gehörte ja ihr, deren Bild mir auf der ganzen Fahrt vorgeschwebt hatte, deren Wiederbegegnung ich noch immer vom Zufall erhoffte. Stockenden Atems lauschte ich auf das mit dem Schalterbeamten geführte Gespräch.

„Eine Wertsendung sagen Sie?"

„Auf den Namen Braunstein, ja —"

Träumte ich denn? . . . Sie mußte geheiratet haben. Nur so ließ sich die Änderung ihres Namens erklären. Eine bittere Empfindung stieg in mir auf. Da hörte ich wieder den Beamten.

„Ah — hier, — Wert 50 Mark. An Fräulein Martha Braunstein — —"

„Ja, ja — das ist für mich."

„Können Sie sich legitimieren?"

„Legitimieren? — Mein Gott, nein. Daran habe ich gar nicht gedacht. Ich bin hier ganz fremd. Aber ich muß das Geld haben. Meine arme Mutter liegt im Sterben. Ich werde sie nicht mehr sehen, wenn" — — Ein krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Worte.

Der Beamte zuckte die Achseln. „Tut mir leid. Ohne Legitimation kann ich nichts abgeben."

Hilfeflehend, mit verweinten Augen sah sie die Umstehenden an. Aber keine Hand streckte sich aus. Nur bedauernde oder zweifelnde Mienen begegneten ihr. Da wankte sie wie gebrochen, stöhnend, in verzweifeltem Jammer hinaus.

Ich stand wie erstarrt. Eine Schwindlerin! Mit einer Art von hellsehendem Blick durchschaute ich plötzlich den ganzen raffinierten Trick. Die Sendung, die jedenfalls nur wertlose Papierschnitzel enthielt, war von ihr selbst unter einem beliebigen Namen an einem anderen Orte aufgegeben, und in allen größeren Städten führte sie die gleiche Komödie auf, die ihr schon oft gelungen sein mochte. Das also war der Dank des Schicksals für mein Mitleid!

Dann aber stutzte ich wieder . . . Mitleid? War es denn wirkliches, ehrliches, aufrichtiges Mitleid, was mich damals zur Hilfe trieb! Steckte nicht ein gut Teil Egoismus darin? War ich nicht sicher, mein Geld wieder zu erhalten? Rechnete ich nicht auf den Dank eines Wesens, das so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte? Und darf wahres Mitleid rechnen?

„Eigentlich hätte man da wohl helfen sollen," meinte ein dem Schalterbeamten offenbar bekannter Herr.

„Würde ich Ihnen nicht geraten haben," lautete die Antwort. „Es kommen so viele Betrügereien vor, daß man hart wird, auch wenn es die Instruktion nicht vorschriebe."

Ich wollte an den Schalter eilen, meine eigene Erfahrung mitteilen. Wenn man die Polizei telephonisch benachrichtigte, konnte sie der Schwindlerin noch habhaft werden, die mich nicht bemerkt hatte und keine Entdeckung ahnte. Aber es war nur eine momentane Versuchung des Pflichtgefühls. Ein anderer Gedanke siegte. Sollte ich nicht an Stelle des früheren egoistischen Mitleids das wahre treten lassen? Verdiente die Verbrecherin, die vielleicht aus Not handelte, kein solches? Und war die Befriedigung darüber nicht mehr wert als der gesättigte Vergeltungstrieb? —

In gehobenem Bewußtsein verließ ich das Postgebäude, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Draußen aber im frischen, scharfen Frühlingswinde kamen mir neue Zweifel. Und heute noch weiß ich es nicht: — hätte ich einem alten, häßlichen Weibe gegenüber ebenso gehandelt?

Unsere Bilder.

Das Gemälde „Die Jünger von Emmaus" unseres großen Düsseldorfer Meisters Eduard von Gebhardt gehört, obwohl es weder zu seinen größten, noch zu seinen berühmtesten Gemälden zählt, unstreitig zu seinen schönsten Schöpfungen. Das Werk befindet sich in Düsseldorfer Privatbesitz und noch im vorigen Jahr bot sich bei der trefflichen Ausstellung von Gemälden aus Düsseldorfer Privatbesitz, die die städtische Kunsthalle veranstaltete, Gelegenheit, das Original in der Öffentlichkeit zu sehen. In seltenem Maße findet man hier die Vorzüge der religiösen Kunst Eduard von Gebhardts vereinigt. Der Vorgang ist in eine Bauernstube verlegt, deren Ausstattung liebevoll und mit schlichter Realistik wiedergegeben ist. Die Komposition ist von so wundervoller Einfachheit und Geschlossenheit, daß das Auge sich immer tiefer in all die Schönheit hineinsieht und gar nicht wieder losgelassen wird. Wie fein sind die Linien des Stuhles im Vordergrund, des Tisches und des prächtigen alten Kachelofens zu einheitlicher Wirkung verwoben und wie einzigartig wird diese Wirkung durch die Beleuchtung unterstützt, die den Blick des Beschauers mit Hilfe des hellen Tischtuches und des durch den Türspalt einfallenden Lichtes sofort auf das Wesentliche des dargestellten Vorgangs lenkt. Und nun die Menschen des Bildes selbst! Das sind Menschen von unserem Fleisch und Blut, die nichts von der idealistischen und uns fremd berührenden Pose an sich haben, mit der manche anderen Maler ihre religiösen Gestalten wiedergeben. In ihren Gesichtern lesen wir ihre ganze Seele und ihre ganze Geschichte. Welche Innigkeit des Glaubens spricht aus den Gesichtszügen der beiden am Tisch und wie verschieden wieder bei dem Alten und bei dem Jüngling! Dann der Ausdruck in den Mienen der alten Bäuerin, die zur Tür hereintritt, halb ehrfürchtiges Staunen, halb zweifelnde Neugier! Man kann sich nicht satt sehen an diesem Bilde, und wir wüßten keines, das uns die Kunst, Bilder zu betrachten, und zugleich die Größe eines Eduard von Gebhardt deutlicher lehren könnte, als dieses. — Wer mit der Gotthardbahn nach Italien fährt, verfehlt nicht von Bellinzona oder Lugano einen kleinen Seitenabstecher zu machen, um Isola Bella, den schönsten Punkt Europas, zu besuchen. Ursprünglich ragte nur ein kahler flacher Felsen aus dem See auf. Graf Borromeo erbaute sich in den Jahren 1650—71 darauf ein Schloß und legte einen Garten an, der durch Erdaufschüttung in zehn Terrassen 32 Meter hoch über dem See ansteigt. Hier stehen Kampferbäume, Kirschlorbeer und Korkeichen von mehr als einem Meter im Durchmesser, außerdem Magnolien, Limonen, Orangen, Eukalypten, Kamelien, Oleander, verschiedene Sorten Azaleen und Rhododendron in riesigen Dimensionen, Palmen, Lianen, Myrrhen, Pfeffer 2c. Die Geschmacklosigkeit der Architektur und der viereckigen Terrassenanlage kommt glücklicherweise nicht so stark zum Bewußtsein infolge der wundervollen Umgebung: die weißen Häuser spiegeln sich in dem tiefblauen See, ein Kranz von Bergen säumt ihn ein und die Schneehäupter des Hochgebirges blitzen im Sonnenlicht. Auf unserem Bilde ist die Insel von Stresa aus gesehen; der Berg zur Rechten ist der Monto Rosso, in zwei Stunden bequem ersteigbar, an dessem Fuß das bekannte Pallanza liegt.

Allerlei.

[Die Frömmigkeit der Orientalen] ist groß. Das Türkenreich, erzählt Professor Sepp in einem Vortrage, ist heruntergekommen und würde ganz zerfallen, wenn nicht die Grundehrlichkeit und Rechtschaffenheit der Rasse, die gleich uns aus dem Kaukasus stammt, und die bürgerlichen Einrichtungen es hielten, wozu der Zunftverband gehört. Sie sollten einmal die Frömmigkeit des Volkes in der „langen Straße" von Damaskus beobachten, die einen fortlaufenden, stundenlangen Bazar bildet. Bude steht an Bude, und alle Waren liegen aus; da spricht ein Kaufmann: es ist augenblicklich kein Geschäft, wir hätten wohl Zeit eine Fatiha aus dem Koran zu beten. Nun betet er vor, und die anderen fallen andächtig ein. Man muß Respekt vor diesen Handwerkern haben. Bei der Not des Lebens und dem Kampf ums Fortkommen ist gläubige Anhänglichkeit und Gottvertrauen schon notwendig. Man soll, um selber Ansehen zu behaupten, dem Orientalen auch Religion zeigen. Ich habe bei meiner Expedition nach Tyrus, das einzigemal wo ich über anderthalbhundert Arbeiter beschäftigte und über Drusen und Maroniten, Araber und Türken, eine Anzahl Schwarze aus Afrika bis von Darfur und selbst einen Kabylen vom Atlas zu befehlen, und Muhammedaner, Sunniten wie Schiiten, nämlich Metualis vom Libanon unter mir hatte, ihnen immer am Freitage die Morgenstunden freigegeben, damit sie in die Moschee gehen konnten, und sie hielten mich für keinen Farmusan oder Freimaurer, wie sonst die Europäer.

Die Ostereierfrau.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten